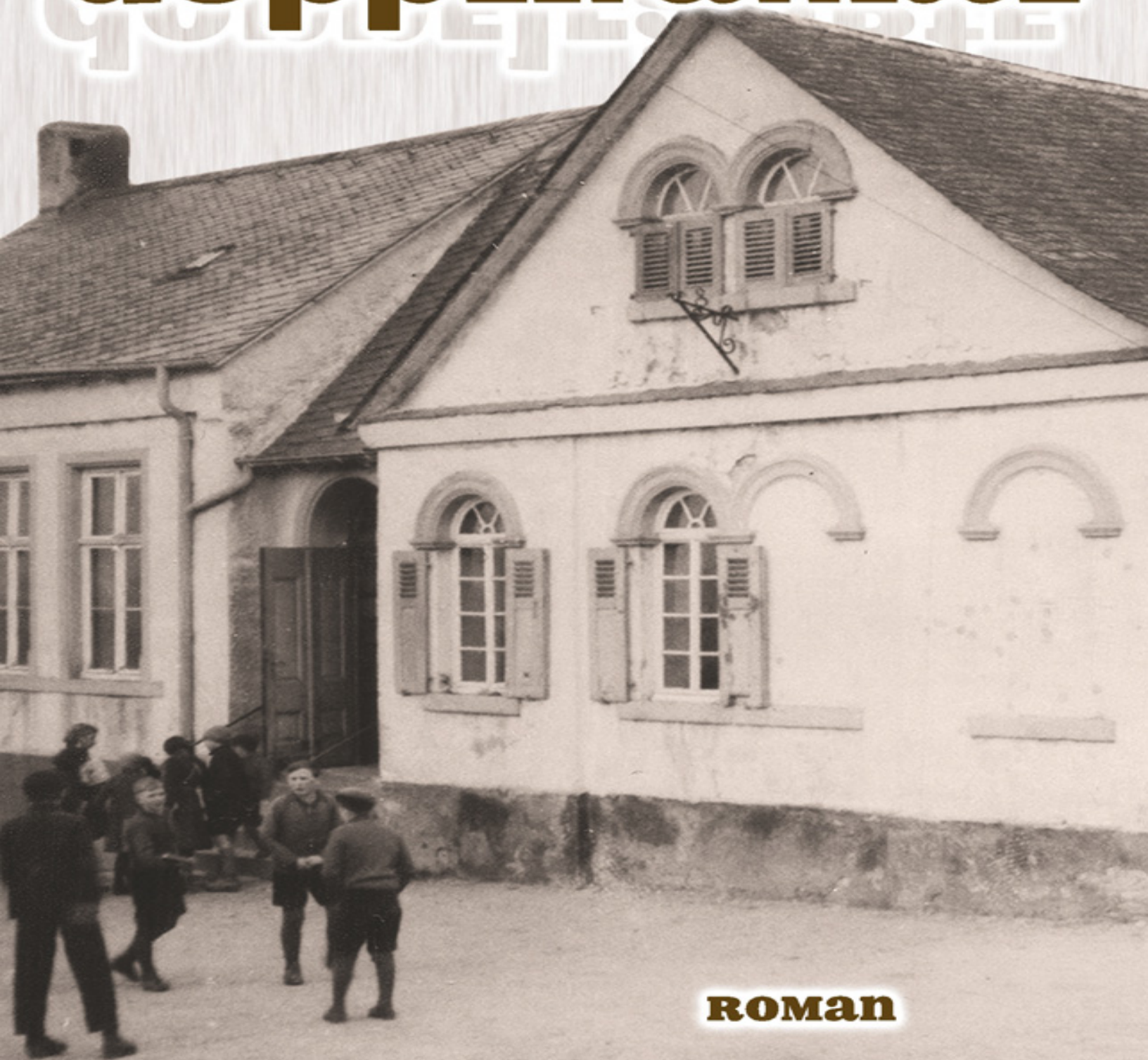


NORBERT HEINRICH HOLL

doppelfährte



ROMAN

Inhaltsverzeichnis

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

I

Mein Vater verschwand an dem Tag, an dem er Chiara Valeria besuchen wollte.

Obwohl ich mit Frau Valeria wenig zu tun hatte, dachte ich mir für sie immer besondere Gefühle aus. Sie war zugeknöpft bis zum faltigen Altweiberkinn und von eigenbrötlerischem Wesen. Man behauptete ja, die Schweizer seien allen Ausländern gegenüber misstrauisch, wenig mitteilbar, anstrengend, und Frau Valeria kam aus der Schweiz, so dass mein Vater und auch ich für sie Ausländer waren. Die wenigen Male, die ich sie gesehen hatte, war es unter Vorbehalt geschehen. Unsere zufälligen Begegnungen schienen für diese Dame eine Art Versteckspiel zu sein. Sie ging nicht offen mit mir um. Vielleicht wartete sie darauf, dass ich sie anbettelte, auch mir Nachhilfeunterricht im Italienischen zu erteilen. Wenn ich, was wie gesagt sehr selten geschah, ihrem undefinierbaren Lächeln gegenüberstand, hatte ich den Eindruck, ich solle schnell einen Haken schlagen, um ihr auszuweichen. Doch an diesem Abend war es anders.

An dem Tag, als mein Vater Unterricht bei Frau Valeria hatte, und in den beiden vorausgegangenen Wochen befand ich mich in einem Ausnahmezustand, um einen dramatischen Ausdruck zu gebrauchen, auf dessen Ursachen ich vielleicht später eingehen werde. Jedenfalls verbrachte ich meine Zeit bei meinen Eltern und bekam unmittelbar mit, dass er nach dem Mittagessen vom Tisch aufstand, die Wohnungstür hinter sich ins Schloss zog, in sein Auto stieg und ohne ein Wort des Abschieds wegfuhr. Ich hatte seinem Aufbruch zunächst keine Bedeutung

beigemessen, sondern angenommen, er habe eine Besorgung zu erledigen, die ihm plötzlich eingefallen sei. Doch mein Vater war sechsundsiebzig Jahre alt, so dass ich den Vorgang auch nicht auf die leichte Schulter nehmen durfte.

Etwas kam noch hinzu, um aus diesem Tag einen besonderen zu machen. Mein Chef, Herr Kindermann, der den Kinderbuchverlag leitete, hatte mit der Belegschaft einen Betriebsausflug nach Hanau organisiert, um die angeblich berühmten Grimm-Exponate im Schloss Philippsruhe zu besichtigen. Ich hatte mich jedoch geweigert, das Museum zu betreten, und dem Chef stattdessen angeboten, ein paar Überstunden abzudrücken. Denn ich war der Spezialist für französische Perrault-Märchen und hielt die Brüder Grimm, die angeblich so wunderbare urdeutsche Märchen erfunden hatten, für ausgebuffte Plagiatoren und Usurpatoren.

Als mein Vater plötzlich vom Tisch aufstand und fortging, hätte ich mir nicht träumen lassen, wie sehr sich das, was ich für den Einfall eines vergesslichen alten Mannes hielt, auf mein Leben auswirken würde. Einstweilen begnügte ich mich, nur kurz aufzuschauen und im Gesicht meiner Mutter, sie war einundsiebzig, nach einer Erklärung zu suchen. Doch sie hielt die Augen auf Teller und Besteck gesenkt, sah nicht gekränkt aus und bedachte den unhöflichen Aufbruch nicht einmal mit einem Achselzucken. Nach dem Essen ging ich zurück in mein ehemaliges Jugendzimmer, wo ich während der letzten zwei Wochen untergebracht war, und arbeitete weiter an meiner Perrault-Übersetzung. Erst als mein Vater bis zum späten Nachmittag nichts von sich hören ließ, fing meine Mutter an, sich Sorgen zu machen, und fragte mich, ob ihm etwas zugestoßen sei – als ob ich das wüsste! Halb im Scherz sagte ich, es gebe immer eine zweite Möglichkeit, er könne seine körperliche Beschaffenheit verändert und sich einfach in Luft aufgelöst haben. In Märchen passiere so etwas ständig. Vielleicht sei er unsichtbar geworden und wie

ein fernes Rauchzeichen in der Atmosphäre zerflattert. Aber ich konnte Mutter mit solchen flapsigen Bemerkungen nicht beruhigen und blieb mit meinen Visionen von Körpern ohne Augen oder von Augen ohne Körper allein.

Wie die meisten Bekannten meines Vaters, so war auch seine Italienischlehrerin Frau Valeria schon eine Dame vorgerückten Alters. Aber obwohl ich ihr misstraute, gebe ich zu, es war etwas Helles an ihr. Ich glaube, es waren ihre blauen, klaren Augen, denen man ansah, dass sie in der Jugend auf sonnendurchglühte Alpengipfel geschaut und weißgesäumte Lämmerwölkchen gezählt hatte. Als junges Mädchen musste sie hübsch gewesen sein, auch das verrieten die Augen. Doch jetzt war ihr Gesicht mit so feinen Rünzelchen durchzogen, dass es aussah, als hätte sie ein Moskitonetz darüber gezogen. Die weißhaarige Schweizerin, die Wert darauf legte, als *Signora* angeredet zu werden, stammte meines Wissens aus dem Tessin. Allerdings war ich ihr, wie gesagt, nur zwei, höchstens drei Mal begegnet. Einmal hatte sie mit ihrem Schüler, meinem damals siebzigjährigen Vater, bei uns im Wintergarten gesessen, und als ich eintrat, bekam ich noch mit, dass sie die blühenden Asten im Garten hinter dem Haus bewundert hatte. Das zweite Mal besuchte sie uns aus einem Grund, den ich vergessen habe, vielleicht gab es auch keinen besonderen Grund, und abermals saß sie mit Vater und Mutter im Wintergarten und trank Tee. Allerdings hatte es kurz zuvor geregnet, und vielleicht hatte die Signora gerade in dem Moment, als ich meinen Kopf zur Tür hinein schob, meinem Vater gewinnend zugenickt und auf Italienisch ausgerufen: »Che splendore!«, weil viele violette Tropfen an den Gräserspitzen glitzerten. Das poetische Farbenspiel, hatte mein Vater ihr daraufhin vermutlich nüchtern erklärt, meiner Mutter zuliebe auf Deutsch, das leuchtende Violett und das düstere Indigo würden zu dieser Tageszeit durch den besonderen Einfallswinkel des Sonnenlichts verursacht. Ich war in Eile, begrüßte sie kurz und verabschiedete mich

wieder, weshalb ich außer ihren weiß aufgebüschelten Haaren und ihrem ungnädigen Blick keine Erinnerung an sie bewahrte. Übrigens sei zu Vaters Italienischunterricht bemerkt, dass er das Erlernen der Fremdsprache allein aus Liebhaberei betrieb und zwar seit früher Jugend, also nicht aus beruflichen Gründen.

Gegen Abend hatte sich meine Mutter eine halbe Stunde aufs Ohr gelegt, um ihr Herzklopfen zu beruhigen. Ich stand gerade in der Dusche, da läutete das Telefon. Triefend vor Nässe und Flocken von Seifenschäum verspritzend nahm ich den Hörer auf, und eine spröde Frauenstimme fragte ziemlich ins Blaue: »Aber warum ist er nicht gekommen?« Nach kurzem Überlegen erkannte ich die Signora, und wirklich, sie klang, als wäre vor Angst alles Leben aus ihr entwichen. Ich möchte nicht behaupten, vor Schreck wie gelähmt gewesen zu sein. Doch ich gebe zu, die Frage kribbelte mir unangenehm am Rückgrat hoch.

»Was meinen Sie damit, Frau Valeria?«, fragte ich, obwohl bereits eine kalte Ahnung in mir aufstieg. Was konnte der Anlass sein, wenn die Lehrerin bei uns anrief? In meinem Rücken schwang das Uhrpendel und verrichtete geräuschlos sein Sekundenwerk. Es sollte mich beruhigen. Aber wenn die sonst so verschlossene Frau Valeria abends um -wie spät war es eigentlich? -unverhofft bei uns anrief, bedeutete es nichts Gutes. Ich bildete mir sogar ein, ihren Atem durchs Telefon pfeifen und rasseln zu hören. Und hinter dem Rasseln noch ein anderes, und dahinter ein drittes Rasseln. Nein, das war kein gutes Zeichen.

»Ja, der Signor Koller. Ihr Herr Vater. Er wollte heute um achtzehn Uhr zum Unterricht kommen. Aber er lässt auf sich warten, was nicht seine Art ist. Ich habe eine Vorahnung. Nein, es ist mehr. Es ist Gewissheit.«

»Das dürfen Sie nicht sagen. Und ja, es ist nicht seine Art«, verneinte und bestätigte ich, während ich mir die Haare mit dem Frotteetuch trocken rubbelte. »Er ist doch

sonst immer sehr pünktlich. Soll ich mal bei Ihnen vorbeikommen?«

Warum erkundigte ich mich? Es war eine sinnlose Frage. Darüber war ich mir im Klaren. Denn was änderte es, ob ich kam oder nicht? Wenn es einen triftigen Grund gab, einen gewichtigen Anlass für seine Verspätung, dann musste, verflucht noch mal, auch etwas passiert sein, was mein Vater nicht vorhergesehen hatte, nicht mehr aufhalten konnte. Ganz bestimmt fand ich den Grund nicht heraus, indem ich mich ins Auto setzte und der Signora spät abends einen Besuch abstattete. Doch die Stimme, die durch das Telefon vibrierte, hatte etwas Rührendes, fast Flehendes an sich.

Als sich jetzt auch Mutter im Schlafzimmer regte und nach meinem Vater fragte, stieg echt Sorge in mir auf, etwas Unangenehmes, Unverdauliches, das plötzlich schwer in meinem Magen lag. Ein Pfropfen schien sich die Speiseröhre hoch bis in meinen Mund zu schieben und löste im Gaumen einen erschrockenen Brechreiz aus.

Ich wusste ja, dass der Besuch der Italienischstunde für meinen Vater eine sakrosankte Verpflichtung war, der er peinlich nachkam. Wenn er sich bei seiner Lehrerin einmal verspäten oder sogar vollkommen ausbleiben musste, hatte es stets etwas Ungewöhnliches zu bedeuten und jedes Mal entschuldigte er sich im Voraus. Bei einem Sechundsiebzigjährigen, der mein Vater am letzten Tag des vergangenen Januars geworden war, durfte ich sein unentschuldigtes Ausbleiben also nicht auf die leichte Schulter nehmen.

Obwohl die Signora mich nicht ausdrücklich darum bat, ich solle sie noch am heutigen Abend aufsuchen, wenn auch nur vorsichtshalber, wenn mein Vater sich nicht daheim melde, merkte ich ihr an, dass sie mich gern noch bei sich sähe. Man wisse ja nie bei älteren Herrschaften, sagte sie am Telefon. Dabei ging sie selbst wahrscheinlich auf die achtzig zu. Ich bedankte mich, immer noch splitternackt und

triefend vor Nässe, für die halbe Einladung, bevor ich mich verabschiedete und in den Bademantel schlüpfte.

Als ich mich tatsächlich abends zu ihr aufmachte, um mich zu erkundigen, ob mein Vater, ohne uns zu verständigen, doch noch zum Italienischunterricht erschienen war, empfing sie mich auf dem Sofa sitzend. Neben ihr lag eine fuchsrote Siamkatze, die mich so feindselig anstarrte, als wollte ich ihr den Platz wegnehmen. Mir fielen ihre bernsteingelben Augen auf, deren Pupillen sich zuweilen zu schwarzen Schlitzeln verengten. Je nach Lichteinfall veränderte sich auch die Farbe, und dann sahen die Augen geheimnisvoll aus wie ein See aus Onyx. Als ich den Blick zu Signora Chiara wandte, bemerkte ich ihre gepflegten, im Schoß gebetteten Hände und glaubte, dass die schneeweißen Finger ein wenig zitterten, was angesichts der Aufregung, in der wir uns befanden, nicht verwunderte. Aber nein, offenbar war die Signora nur empört, weil ihr Schüler ausblieb, und nicht so sehr beunruhigt, weil er verschwunden war.

»Per favore, siediti, Signor Koller. Questo è Alfonso, mio figlio«, sagte sie mit einer Stimme, die im Italienischen plötzlich nicht mehr spröde klang, sondern glockenrein und melodisch. Ich reichte dem schweigsamen Herrn Valeria, der mir die Tür geöffnet hatte, die Hand und setzte mich auf einen Stuhl, der mir angeboten wurde und dessen Sitzfläche mit hellblauem, blumenbedrucktem Leinen bezogen war. Vielleicht eine Erinnerung an das Tessin.

Frau Valeria suchte das Zittern zwar zu verbergen, indem sie die Hände, wenn sie nicht benutzt wurden, um den Henkel der Teetasse zu greifen, wieder reglos auf dem Schoß bettete. Doch als sie den italienischen Roman, in dem sie bei meiner Ankunft gelesen hatte, auf das Beistelltischlein legte oder ein welches Blatt von einer Topfpflanze abzupfte oder eine zugeschlagene Buchseite wieder aufblätterte und Gelehrsamkeit aus dem Papier zu

knistern schien, konnte sie das Beben ihrer zierlichen Finger so wenig verheimlichen, dass ich betreten zur Seite blickte.

»Ich habe heute Abend ...«

Zugegeben, ich reagierte ziemlich verstört, als ich sie das sagen hörte. Eigentlich eine vollkommen alltägliche Bemerkung, die keine tiefgründigen Hintergedanken verriet. Doch vor einiger Zeit hatte ich in einem Roman, ich glaube, er hieß ›Bilsenkraut‹, die bestürzende These gefunden, nur für Selbstmörder habe das Wort ›Heute‹ einen verlässlichen Sinn. Nur für einen Menschen, der vom Leben Abschied nähme, enthalte es das unabweisbare Signal, dass sein Ende bevorstehe. Ich hatte während des Lesens den Gedanken weiter ausgeschmückt und mir vorgestellt, das ›Heute‹ sei der Punkt, an dem das ›Gestern‹ und das ›Morgen‹ wie fehlgesteuerte Güterzüge gegeneinander prallten. Das Wort benenne keinen festgelegten, gewissermaßen fixierten Augenblick, sondern nur einen Punkt, in dem sich das Bewusstsein auf einer Zeitskala unaufhörlich nach vorn schöbe, genau wie der sich verringernde Abstand, der zwei aufeinander rasende Güterzüge noch trennte. Diese Güterzüge waren mir von früher sehr vertraut. Doch darauf komme ich vielleicht später zurück.

Gewiss wollte ich diese romanhafte Wichtigtuerei nicht gerade in dem Moment überbewerten, da es mir allein darum ging, meinen Vater wiederzufinden. Es war auch nicht etwa Belesenheit oder sogar Lesewut, die mir den Gedanken einflößte. Denn trotz meiner Tätigkeit als Buchübersetzer war ich privat keine Leseratte. Ich hatte jedoch den Eindruck, als habe sich in dem Augenblick, da mir der teuflische Roman ›Bilsenkraut‹ einfiel, ein neuer Gedanke in meinem Kopf geregt. Wer wusste denn, ob sich mein Vater nicht in sein Auto gesetzt und in den rechtsrheinisch gelegenen Königsforst gefahren war, um dort tatsächlich auf einem verlassenen Waldweg Selbstmord zu begehen? Konnten meine Mutter und ich sicher sein, dass

er noch lebte? Dass er nicht im Auto eine Überdosis Schlafmittel geschluckt hatte?

Als ich jetzt die Tessinerin selbstzufrieden auf dem Sofa sitzen sah, flammte die schreckliche Frage zum ersten Mal in meinem Kopf auf. Wahrscheinlich hatte die Signora das Buch ›Bilsenkraut‹ nicht einmal gelesen. Infolgedessen konnte ihr auch nicht bewusst sein, dass ihre unbefangene Redewendung meine bizarren Überlegungen auslösten.

»... leider nicht viel Zeit für Sie«, setzte die Lehrerin ihren missverständlichen Satz fort, und ihre zittrige Stimme verriet nichts von der Doppelbödigkeit ihrer Bemerkung. Noch immer ahnte sie nicht, dass in meinem Kopf zwei Güterzüge aufeinander knallten. Immerhin hielt sie es für erforderlich, mir eine Art Erklärung oder Entschuldigung zu liefern. Denn sie sagte noch: »Gleich fangen die italienischen Fernsehnachrichten an. Die sehe ich jeden Abend. Manchmal auch ...«

Wieder versank ich ins Grübeln. Vielleicht mochte ein Beobachter dieser Szene zu der Auffassung gelangen, dass momentan mit meinem Zeitverständnis einiges in Unordnung geraten war. Denn all diese Begriffe und Wörter wie Heute, manchmal, soeben und so weiter waren Fallstricke, über die jedermann, der über ihren Sinn nachdachte, stolpern musste. Zumindest hatte das der Bilsenkraut-Roman behauptet.

»... mit Ihrem Herrn Vater«, rechtfertigte sich die Schweizerin soeben, als ich meine dunklen Gedanken abschaltete und ihr wieder zuhörte. »Denn die Nachrichtensprecher sind besonders geschult, und daher ist die Fernsehsendung, in perfektem Italienisch vorgetragen, zugleich eine exquisite Übung für das Gehör meiner Studenten.«

Ich atmete tief ein. Auch an diesem Bandwurmsatz der *Professoressa* war einiges auszusetzen. Das fiel einem geschulten Übersetzer wie mir sofort auf. Meine Gastgeberin wusste allerdings nicht, dass ich als Leser des Bilsenkraut-

Romans auch durch das beiläufig eingestreute Wort ›zugleich‹ verwirrt wurde. Denn so viele, meist unüberschaubare oder unbeabsichtigte Dinge mochten am heutigen Abend passiert sein, an dem mein Vater untergetaucht war.

»Aber Sie sind ja mit Ihrem besonderen Anliegen gekommen ...« Sie legte eine Pause ein, als wolle sie die Worte in mich einsacken lassen, und so räusperte ich mich zunächst umständlich, weil ich nicht wusste, wie ich so rasch in die Gegenwart, unsere beiderseitige Ist-Zeit, zurückfand. Unterwegs hatte ich mir ein paar Sätze ausgedacht, deren Verstehen der Signora nicht viel Zeit stehlen und sie nicht beunruhigen würde.

»Mein Vater ist schon um zwei Uhr fortgefahren. Wir wissen nicht wohin. Soweit mir bekannt ist, hat er eigentlich noch nie den Unterricht bei Ihnen versäumt.«

»Nein. Niemals. Das gehört sich nicht.« Die Signora schüttelte entrüstet den Kopf. »Mai«, fügte sie auf Italienisch hinzu.

»Non, Mamma mia, ... mai«, bekräftigte der Sohn mit verdrehten Vokalen.

Menschen, die im Tessin beheimatet sind, würden steinalt, angeblich erreichten sie spielend ihre hundert Jahre, hatte mein Vater halb im Scherz, halb anerkennend behauptet. Daher brauche er sich einstweilen nicht um eine neue Lehrerin zu bemühen. Einen leichten Schlaganfall hatte sie ihrem Schüler aus Eitelkeit verheimlicht und die Lähmung des rechten Ringfingers, den sie nicht mehr krümmen konnte, mit einem häuslichen Unfall erklärt, als sie in ihrer winzigen Altenküche ausgerutscht und unglücklich auf einen Holzschemel geschlagen sei, eine Erklärung, die in meinen Ohren ziemlich durchsichtig klang. Alfonso, ihr Sohn, der meistens stumm neben ihr saß, ging bereits auf die fünfzig zu. Soweit ich wusste, arbeitete er beim schweizerischen Film und hatte einige Drehbücher verfasst, die angeblich erfolgreich waren und auf die seine Mutter jedenfalls sehr

stolz war. Von einem Signor Valeria, der Alfonsos Vater sein konnte, war bei Frau Valeria nie die Rede, sodass er entweder von der *Professoressa* geschieden oder verstorben, oder Alfonso unehelich geboren sein mochte.

Plötzlich läutete es an der Tür. Ich sprang wie elektrisiert auf, weil ich hoffte, es sei doch noch mein Vater, der sich einfach zwei Stunden verspätet hatte. Doch in der Tür zeigte sich ein mir unbekannter Junge.

»Das ist er nicht. Das erkenne ich schon am zaghaften Läuten.«, sagte die Signora, ohne sich zur Tür zu wenden, und lächelte bedauernd. »Das ist Federico, der mir von der Tierhandlung das Katzenfutter vorbeibringt. Darum kümmerst du dich bitte ...« Mit diesen Worten wandte sie sich an Alfonso, den schweigsamen Skriptenschreiber. »Und wir können noch ein paar Minuten plaudern, Signor Koller.« Das galt natürlich mir.

Aber ich war ja nicht zum Plaudern gekommen und wollte mir auch vom italienischen Nachrichtensprecher nicht die Gesprächsdauer vorschreiben lassen. Daher verabschiedete ich mich und versprach der Signora, sie unverzüglich zu verständigen, wenn mein Vater auftauchte. Dann stand ich auf.

Unter anderen Umständen hätte ich jetzt meinen Bruder Walter um Rat gefragt. Er war acht Jahre vor mir geboren und hätte acht Jahre Zeit gehabt, sich mehr Lebenserfahrungen und Reife anzueignen als ich. Bestimmt hätte er Vaters Verschwinden mit größerer Gefasstheit aufgenommen als ich und wäre auch unserer Mutter eine moralische Stütze gewesen. Doch die Möglichkeit bot sich nicht an. Die Umstände waren anders als erwünscht. Walter war nur noch ein blasser Schatten, ein von der Vergangenheit verschlungenes Gespenst. Denn er war tot geboren, und soweit ich mich erinnern konnte, hatten meine Eltern ihn nie erwähnt. Seinen Namen auszusprechen oder sein trauriges Schicksal zu beweinen, schien von beiden als Makel empfunden zu werden, als Versagen meiner Mutter,

vielleicht auch meines Vaters, der einen lebensunfähigen Embryo gezeugt hatte. Dass es einen älteren Bruder überhaupt gegeben hatte, wusste ich nur von meiner redseligen Tante Imelda, Mutters Schwester, die neben einigen anderen charakterlichen Mängeln den der Geschwätzigkeit aufwies. Tante Imelda vertraute mir eines Abends, nachdem sie zwei Gläschen Eierlikör geleert hatte, trotz des Schweigegelübdes, das sie meiner Mutter hatte geben müssen, an, dass ich nicht meiner Eltern erstgeborenes Kind sei, sondern eigentlich einen älteren Bruder haben müsste, wäre er nicht leblos zur Welt gekommen. Der Kindstod dieses unbekanntes Bruders schien wie ein Menetekel der Trostlosigkeit über meinen Eltern zu hängen und sie daran zu hindern, mir von Walter zu erzählen. Von ihm gab es kein Foto, keine von seinem Babykopf getrennte Haarsträhne, keine Sterbeurkunde. Selbst nach mehr als vierzig Jahren schien der in Mutter schlummernde Schmerz nur auf einen Anlass zu warten, um wieder aufzubrechen und ihr Herz zu überfluten. Manchmal genügte der Anblick einer jungen Frau, die auf dem Wochenmarkt glücklich lächelnd ihr Baby im Wagen daherschob, oder ein Blick auf die Auslagen eines Fotoateliers, das mit Säuglingsporträts Werbung betrieb, oder eine Zeitungsspalte mit Geburtsanzeigen, und schon zitterten ihre Nasenflügel in verhaltenem Weinen. Schon musste sie sich abwenden und in ein Taschentuch schluchzen. Nicht einmal in einem Grab schien dieses totgeborene Etwas zu ruhen. Wenigstens hatte Mutter den Friedhof nie besucht, mich als Kind an Allerseelen nie mit einem Strauß Astern dorthin geführt, wo Walter bestattet war. Was aus seiner winzigen Sterblichkeit geworden war, wusste auch Tante Imelda nicht. Nur sein Name war erhalten geblieben, als schattenhafter Ersatz für einen Menschen, der vielleicht doch einige Minuten geatmet hatte.

Da sich heute kaum noch jemand an Walter erinnert, auch nicht meine geschwätzige Tante Imelda, die mittlerweile,

seit ihr Mann gestorben war, dem Alkohol verfiel, und weil ich den Eindruck hatte, dass meine Mutter, obwohl sie nicht mehr gut zu Fuß war und manchmal am Stock ging, ihren Schritt beschleunigte, wenn wir am Friedhof von Sankt Stephan vorbeigingen, als wollte sie ihre Erinnerungen oder meine Wissbegier von allem fortzerren, was an meinen Bruder erinnern mochte, hielt ich es für geboten, ihn an dieser Stelle zu erwähnen. Dann tat Mutter so, als sei das Gittertor, das zum Kriegerdenkmal von 1870/71 führte, mit einer rostigen Eisenkette versperrt, die sich nicht aufschließen ließe, obwohl ich sah, dass der Zugang sperrangelweit offen stand. Oder als brächen wir ein Tabu, wenn wir den sandbestreuten Weg zwischen den endlosen Gräberzeilen beträten. Doch alle wussten von Walter, nicht nur Tante Imelda, sondern auch Max und seine Frau, oder zumindest konnte ich nicht ausschließen, dass sie alle von ihm wussten, alle außer mir, und als ich heute Abend um acht Uhr von Frau Valeria fortging, wurde mein Gedanke an den unbekanntem Bruder so stark, dass ich fast glaubte, er ginge neben mir die Treppe hinunter. Ja wirklich, da hätte ich ihn gern einmal um Rat gefragt.

Als ich wieder daheim war, erinnerte mich ein Rezept auf dem Beistelltisch, der vor dem Wandspiegel im Flur stand, an Dr. Meyerling. Denn zwei Tage zuvor hatte ich meinen Vater im Auto zu dem tüchtigen Kieferchirurgen gebracht, der eine Privatklinik am Hohenzollernring leitete. Mein Vater war ein rüstiger Autofahrer. Dass ich ihn an dem Morgen, den der Arzt für den Eingriff angesetzt hatte, nicht ans Steuer ließ, war eine Vorsichtsmaßnahme, die ich gegenüber jedem anderen Patienten, der sich einer komplizierten Behandlung unterzog, auch angewandt hätte. Denn ihm wurden drei Implantate in den rechten Oberkiefer eingesetzt. Wochenlang hatte er sich vor dem Eingriff geängstigt, allerdings ohne mir oder meiner Mutter ein Sterbenswörtchen zu sagen. Erst hinterher gestand er mir,

er habe sich nachts in die schreckhafte Vorstellung gesteigert, der Bohrer des Chirurgen werde die dünne Knochenschicht durchbrechen und in die Mundhöhle eindringen. Natürlich hatte Dr. Meyerling die Knochendicke mit einem Laserstrahl auf Haaresbreite gemessen. Doch noch so ausführliche Belehrungen hatten meinen Vater nicht beruhigt. In der Nacht vor der Operation hatte er kein Auge geschlossen. Der Eingriff würde mindestens eine Stunde dauern, und ich wusste, dass die OP-Assistentin mehrere Betäubungsspritzen in Gaumen und Kiefer setzen würde. Auch nach Ansicht des Arztes war nicht gewährleistet, dass der Patient nach der Implantation sicher Auto fahren könne. Als Vater mich bat, ihn zur Behandlung zu bringen, war dies für mich zwar mit Zeitaufwand verbunden, denn während des Wartens konnte ich nur am Laptop an meinen Märchentexten arbeiten. Doch da ich mich seinem Wunsch nicht entziehen wollte und wahrscheinlich dasselbe von ihm verlangen würde, hatte ich mir einen halben Tag im Verlag Kindermann frei genommen.

Was das seltsame Stichwort ›Märchentexte‹ betrifft, muss ich nachtragen, dass ich seit Jahren als Übersetzer in einem Kinderbuchverlag arbeitete, der von einem Herrn Kindermann geleitet wurde. Er hatte den Märchenbuchverlag gegründet und ihm den etwas albernen Namen Kind & Kram gegeben. Mein Spezialgebiet waren französische Märchen. Anfangs hatte ich noch mit Saint-Exupéry gerechnet, dessen *Der kleine Prinz* damals ein Renner auf dem Büchermarkt war. Doch allmählich war der Autor in die Jahre gekommen und hatte an Puste verloren, und jetzt widmete ich mich einem neuen, das heißt, einem uralten Schriftsteller. Vielleicht, so hoffte mein Chef, war er ja eine unentdeckte kalifornische Goldader, aus deren Ausbeute sich demnächst Dukaten prägen ließen. Es handelte sich um den in Deutschland wenig bekannten Märchendichter Charles Perrault, der allerdings erst noch wach geküsst und gerüttelt werden musste, weil er seit

dreihundert Jahren tot war. Ich war recht glücklich in meinem Beruf, auch wenn der Alt-Franzose bisher nicht die Aufmerksamkeit gefunden hatte, die er verdiente. Doch wenn ich an meinem Schreibtisch saß und über mir an der Wand das gerahmte Zeugnis der staatlichen Dolmetscherschule Köln sah, die mir vor zwölf Jahren bescheinigt hatte, dass ich die Übersetzerprüfung für Französisch mit der Note ›Befriedigend‹ bestanden hatte, war ich zufrieden.

Die Wartezeit dehnte sich zu anderthalb Stunden, die ich mit Erzählungen aus Charles Perraults Fantasiealbum füllte. Herr Kindermann hatte sich in den Kopf gesetzt, die Märchensammlung *Meine Mutter, die Gans* in Deutschland heimisch zu machen. Während ich bei Dr. Meyerling ausharrte und im Wörterbuch blätterte, ging mir die Frage durch den Kopf, wie es den Brüdern Grimm und Bechstein und Ludwig Tieck, auf die wir in Deutschland stolz waren, in den Sinn gekommen sein konnte, einige ihrer berühmtesten Märchen bei Monsieur Perrault abzuschreiben. Heute würde man den Diebstahl geistigen Eigentums als Plagiat bezeichnen und sich als Verleger nicht die Finger daran schmutzig machen. Doch vor zweihundert Jahren hatte man lockerer darüber gedacht. Immer wieder sah ich auf die Uhr, die mit Schneckengeschwindigkeit vorwärts rückte, und verglich sie mit der knappen Zeitspanne, die Herr Kindermann mir freigegeben hatte.

Freigegeben hatte! Auch über diesen hinterfotzigen Ausdruck kam ich ins Grübeln. Als ob der öde Kindermann über Freiheit geböte und sie nach Gutherrenart an seine Verlagsknechte verteilen könne! Er wusste nicht mal, was Freiheit bedeutete, war von eigenen kleinlichen Sorgen eingemauert, saß bebend vor Angst hinter seinem Schreibtisch, suchte nach neuen Bestsellern und sah nicht einmal das Sonnenlicht, das seine Schreibunterlage beleuchtete. Wie ein Gnom hockte er in einem Verlies mentaler Kleinteiligkeit und liebte es umso mehr, nach Art

eines hanseatischen Patriziers den Verlagsangestellten, die ihm aus der Hand fressen mussten, zu gebieten: Ich gestatte es euch: Heute seid ihr ausnahmsweise freie Menschen! Am liebsten wäre ich vor Wut in Dr. Meyerlings prächtigem Wartezimmer aufgesprungen und hätte eine Topfpflanze durchs Fenster geschmissen.

Als mein Vater schließlich aus dem Behandlungszimmer trat und von Dr. Meyerling mit kräftigem Händedruck und kameradschaftlichem Schulterklopfen verabschiedet wurde, kam er erleichtert auf mich zu und lachte mich an. »War alles halb so wild.« Soweit ich mir ein Urteil erlauben konnte, sah er weniger mitgenommen aus, als ich nach der zeitraubenden Prozedur befürchtet hatte. Doch nachdem ich ihn die Treppe hinunter begleitet hatte und er neben mir im Auto saß, musste ich ihm den Sicherheitsgurt festschnallen, weil seine Hände stark zitterten. Plötzlich ließ er den Kopf auf die Brust sinken, als sei er ohnmächtig geworden. Ich rüttelte ihn sanft an der Schulter und fragte, ob er starke Schmerzen habe.

»Aber nein«, sagte er und schlug wieder die Augen auf, als sei gar nichts passiert. Dr. Meyerling habe ihm nur am Ende der Behandlung noch eine Spritze in den Gaumen gesetzt und einige Schmerztabletten mitgegeben. Kaum hatte ich mich beruhigt und den Wagen gestartet, fing er zu meinem Schrecken an zu keuchen und Speichel oder Blut zu schlucken. Ich hatte meinen Vater, diesen baumstarken Mann, zu dem ich in meiner Kindheit respektvoll aufgeschaut hatte, noch nie schwach erlebt, und musste jetzt mit ansehen, dass er wie ein Kind schluchzte und am ganzen Körper zitterte. Ich legte ihm die Hand auf den Mund, als wollte ich ihn hindern, etwas Unbedachtes zu sagen, während ich in Wirklichkeit einen Vorwand suchte, ihn zu berühren und aufzurichten.

»Hast du doch noch Schmerzen? Ist dir flau?«, fragte ich ihn erschrocken. Er antwortete nicht, oder vielmehr, er

versuchte zu sprechen, doch es kamen nur unverständlichen Laute heraus, nur ein Sabbeln und Stammeln, Töne, die sich erst nach einer Weile zu einer Mitteilung zusammenfügten, die ich begriff.

»Du darfst mich nicht belügen«, sagte ich, um ihm Mut zu machen. Ich merkte ja, ihn quälten tatsächlich nicht Zahnschmerzen, sondern die unsinnige Vorstellung, dass er jetzt ein alter Mann geworden war, abgestempelt als jemand, der mit dem Verlust seiner letzten drei im Oberkiefer übrig gebliebenen Zähne den letzten Rest Vitalität verloren hatte. In anderthalb Stunden sei er in einen pflegebedürftigen, alten Mann verwandelt worden, klagte er. Obwohl er gleichzeitig Dr. Meyerling aus tiefer Seele dankbar war, weil er ihn von Dauerschmerzen beim Kauen erlöst hatte, war er ihm bitter gram, weil er ihn zu einem Zahninvaliden gemacht hatte. Als er wieder anfang zu weinen, zog ich mein Taschentuch heraus und tupfte die Tränen von seinen Wangen, ohne dass er Widerstand leistete. Er saß brav da wie ein Kind.

»Komm, Vater, wir fahren heim.« Ich versuchte ihn aufzuheitern, indem ich Dr. Meyerlings Prognose wiederholte, er werde jetzt ›bis an sein Lebensende‹ keine Schmerzen mehr beim Kauen erleiden und dürfe sich wieder über ein saftiges Steak hermachen. »Sprich mir ja nicht vom Lebensende«, antwortete er säuerlich. Seine Widerstandskraft regte sich wieder. Ich nickte ihm zu und gab mich zufrieden. Als wir an unserem Haus angelangt waren, tätschelte ich ihm die Hand, um ihn zum erfolgreichen Eingriff zu beglückwünschen. Doch inzwischen beschwerte er sich, die Wirkung der Betäubungsspritze habe schon aufgehört, und jetzt tue ihm nicht nur der Oberkiefer, sondern die ganze rechte Hüfte vom unbequemen Sitzen im Behandlungsstuhl weh.

»Vielleicht leidest du auch nur an Phantomschmerzen«, tröstete ich ihn und war mir nicht im Klaren darüber, dass Phantomschmerzen vom leidenden Menschen als ebenso

grausam empfunden werden können wie echte, die wissenschaftlich diagnostiziert wurden. Er machte eine so verächtliche Handbewegung, als sei es ein unverzeihlicher Lapsus, einem Patienten Vorträge über eingebildete Schmerzen zu halten, wenn er an echten leide. Nein, er war noch nicht über den Berg. Denn als er auszusteigen versuchte, merkte ich, dass er beinahe hingefallen wäre und sich an meiner Jacke festhalten musste. Auf einmal sagte er in bitterem Ton: »Ich glaube, ich kann das nicht. Ich kann nicht aussteigen, Thomas. Lass mich einfach einen Augenblick in Ruhe. Hier im Auto fühle ich mich am wohlsten.«

Ich gab mir Mühe, ihn sanft vom Beifahrersitz zu heben, und sagte noch: »Hör mal, ich glaube, du solltest nicht im Auto sitzen bleiben. Du musst dich zwingen, auszusteigen und dich ein bisschen zu bewegen. Du weißt, dein Hausarzt hat dich mehrmals gewarnt, dass es in unserer Familie eine Veranlagung zu Arthrose gibt.«

»*Arthrose!*«, wiederholte er streitsüchtig. Fast spie er das Wort aus.

»Nein, Unsinn. Lass mich mit dem genetischen Quatsch in Ruhe. Ich bleibe nur ein paar Minuten sitzen. Geh schon 'rauf zu Mutter. Ich komme bald nach. Die paar Stufen schaffe ich allein.« Ich hörte, dass seine Stimme zitterte, und sah auch, dass ihm vor Erschöpfung die Augen wieder zufielen. Daher zögerte ich, ins Haus zu gehen. Wenn ich ihn im Auto ließe, wäre er binnen Sekunden weggetreten.

»Nein, Vater, du darfst nicht aufgeben«, sagte ich, diesmal mit Nachdruck. »Bitte, mach jetzt keine Sperenzchen. Denk an Mutter, die oben auf dich wartet. Und an all die Leute, die auf der Straße vorbeikommen und dich halb ohnmächtig im Auto sehen. Die meinen sofort, du hast einen Schwächeanfall oder so was und rufen den Notarzt.«

»Den Notarzt. Der kann mir gestohlen bleiben. Ob der mich besichtigt, ist mir scheißegal«, knurrte er. »Scheißgleichgültig. Die Leute auf der Straße können

denken, was sie wollen. Mir ist ja auch egal, ob die anderen einen -wie sagst du? - einen Schwächeanfall ... Ist mir doch so was von kackegack!«

Eigentlich war ich bei meinem Vater rüde Ausdrücke nicht gewöhnt und die Bedeutung des Wortes ›kackegack‹ konnte ich nur erraten. Jedenfalls klang es ziemlich saftig. Daher wollte ich mich nicht entrüsten, sondern entschuldigte seinen Wutanfall mit der aufgewühlten Stimmung, in der er sich befand. Aber zugleich war ich erleichtert, weil die Kraftwörter zeigten, dass sein Widerstandswille zurückkehrte. Mit fiel Frau Valeria ein, die Signora aus dem Tessin. Ich konnte nicht erklären, warum mir ausgerechnet die zerbrechliche Dame auf einmal wie ein leuchtendes Vorbild der Entschlossenheit vor Augen schwebte. Was hätte die Italienischlehrerin, die ich kaum kannte und die mir mit ihren gezierten Redensarten, ihren betulichen Bewegungen und dem unerschütterlichen Lächeln auf die Nerven gegangen war, mir erklären können? Ihr Gesicht allerdings hatte mir verraten, dass sie in ihrem Elternhaus eine sorgfältige Erziehung genossen hatte, und dazu gehörten Selbstbeherrschung, aufrechte Körperhaltung, Ehrgeiz, präzises Denkvermögen. Sonst werde man im Leben nicht bestehen. Meine Mutter hatte mir erzählt, der alte Signor Valeria, der Vater der Lehrerin, sei Professor für Klangwerke des Barock am *Conservatoire de Lausanne* gewesen und ihre Mutter als Sopranistin an der Oper in Neuchâtel, dem hübschen *Théâtre du Passage*, aufgetreten. Aufgrund dieser musikalischen Doppelberieselung war wohl auch an Vaters Italienischlehrerin einige Musik hängen geblieben. Und verlangte Musik nicht neben leidenschaftlichem Gefühl auch Disziplin und präzise Motorik bei der Führung des Taktstocks?

Jedenfalls warf auch ich meinem Vater einige Grobheiten an den Kopf, die auszusprechen ich mich vorher nie getraut hatte: »Nun aber 'raus aus der beschissenen Karre, und

Marsch! Marsch ins Haus!«, schrie ich ihn erregt an. »Jetzt ist Schluss im Dom.«

Ich war erstaunt, dass ich die rüden Worte so leicht aussprach, die mir seit der Schulzeit nicht mehr über die Lippen gekommen waren und die es in meinem Sprachschatz nicht mehr gab. Aber eigentlich gab es einen Speicher des Vokabulars, wo der Müll eine Weile liegen blieb, auch wenn man nichts damit anfangen konnte. Es wunderte mich aber noch mehr, dass mein Vater sich einsichtig zeigte, gehorsam aus dem Beifahrersitz kletterte und die Autotür hinter sich ins Schloss warf. Als ich das metallische Klicken hörte, kam es mir vor, als zeige das Geräusch nicht nur Vaters Sinneswandel und die Wiederkehr seines klaren Denkens an, sondern markiere auch das Ende eines Jahre währenden Lebensabschnitts, eines geordneten Verhältnisses von oben und unten, einer in dieser Sekunde endgültig abgeschlossenen Ära, in der ich ihm aufs Wort pariert und ihm nie widersprochen hatte. Jetzt war es zum ersten Mal umgekehrt gewesen: Ich hatte ihm einen Befehl erteilt, und er hatte ihn befolgt. Wenn mein Vater das Gleiche spürte wie ich, wurde ihm mehr an Verzicht abverlangt als mir. Denn während ich mich nur auf seine Hinfälligkeit einzustellen brauchte, musste er erkennen, dass schlagartig ein Lebensabschnitt zu Ende ging, der nie mehr wiederkehren würde.

Als mein Vater meinen Rock losließ und halbwegs fest auf beiden Beinen stand und ich die Haustür aufgeschlossen hatte, hob er die Augen zu mir, weil auch er begriff, dass sich die Verhältnisse zwischen ihm und seinem Sohn veränderten, und sagte fast beifällig:

»Richtig, mein Junge. Da hast du mir eine ins Gesicht gepfeffert.«

Ich verstand, worauf er hinauswollte, und senkte den Blick, um ihm jede Demütigung zu ersparen. Bevor er den Fuß zur untersten Treppenstufe hob, mühsam wie ein Alpinist, der den ersten Tritt zum Anstieg ins Hochgebirge

tat, meinte er noch kopfschüttelnd: »Furchtbar, Thomas, so unbedingt alt zu werden, so unabdingbar. Die Unausweichlichkeit – furchtbar!«

Die feierliche Ausdrucksweise war für mich eher beklemmend als aufschlussreich, und daher antwortete ich nicht. Vielleicht empfand er es als provozierend, dass ich nicht einmal vierzig war, in seinen Augen unerreichbar jugendlich, Bewohner des fernen Archipels der Lebenslust, und, es mochte unsinnig klingen, ich fühlte mich tatsächlich ein wenig schuldig, weil er wie ein Häufchen Elend neben mir stand, von Dr. Meyerling barsch aus der Lebensmitte vertrieben. Er sah mir an, dass ich außerhalb seiner Einsamkeit stand, nicht an der Beulenpest der Gebrechlichkeit litt, die jeden Menschen aus der Gemeinschaft ausschloss, nicht von den Moosflechten des Alters befallen war. Ich konnte seine Einsamkeit nur mitfühlen, nur nachempfinden, aber nicht in sie hineinkriechen. Ich muss auch sagen, seine damalige Niedergeschlagenheit war mir ziemlich absurd vorgekommen, weil er an anderen Tagen mit einer durchweg stabilen Gesundheit gesegnet war.

Wieder blieb er stehen und hechelte mühsam durch den offenen Mund. Wenn wir in dem Tempo weiterstiegen, würden wir eine Stunde bis zur ersten Etage brauchen. Ich überlegte, ob ich ihn am Ellbogen voranschieben sollte. Jetzt fing er mit einem Thema an, das ihm zufällig durch den Kopf gehen mochte, aber nichts mit den gegenwärtigen Problemen zu tun hatte. Offenbar nur ein Vorwand, um nicht die nächste Stufe nehmen zu müssen, sondern einen Moment zu verschlafen.

»Du weißt ja, Thomas, deine Mutter hat sich nie mit ihrer Schwester Maria vertragen, weiß der Himmel, warum. Nennt man wohl *Personality Clash*, weil man offenbar im deutschen Wortschatz keinen Ausdruck dafür findet. Oder die Chemie stimmt nicht. Was für ein Unsinn! Das sagen

meistens Leute, die auf der Schule zu faul waren, im Chemieunterricht die Ohren aufzumachen.« Er lachte verschmitzt und setzte den beschwerlichen Aufstieg fort. Am nächsten Treppenabsatz hielt er wieder an, stellte den Fuß auf die folgende Stufe und stützte den Ellbogen auf das hochgeschobene Knie. Etwas nagte an ihm. »Aber wie kann eine Frau ihre geschwisterliche Abneigung an einem kleinen Wurm auslassen?«

Mit dem ›kleinen Wurm‹ war ich gemeint. Denn die Person, an der sich das Zerwürfnis beider Schwestern vor fast vierzig Jahren entzündet hatte, war der unschuldige Säugling Thomas gewesen. Als meine Patin war ursprünglich Mutters Lieblingsschwester Katharina vorgesehen, die diese Ehre mit Freuden angenommen hatte. Tante Käthe, wie sie genannt wurde, erwartete selbst ein Kind, fast zeitgleich mit meiner Entbindung, und es kam einem tragischen Auseinanderbrechen beider Schwangerschaften gleich, dass Tante Katharina genau einen Tag nach meiner Geburt an einer Bauchhöhlenschwangerschaft starb. Daraufhin hatte meine Mutter ihre ältere Schwester Maria angefleht, als Patin einzuspringen. Doch sei es, weil schon vorher zwischen beiden Frauen eine ausgeprägte Abneigung bestand, sei es, weil die selbstgefällige Maria nicht bereit war, als Notlösung herzuhalten ... jedenfalls lehnte sie die Bitte ab, so dass meine Mutter in großer Bedrängnis einer Freundin, Frau Schneider, das Ehrenamt antrug, und so wurde sie meine Patin, die Tante Olga, die ich als herzensgute Frau in Erinnerung behalten hatte. Allerdings wollte es die Duplizität des Unglücks, dass auch sie, eine kinderlose Lehrerin aus Neuss, schon bald an Krebs verstarb, so dass ich eigentlich nur ihr runzliges, fürsorglich lächelndes Gesicht im Gedächtnis bewahrte und ein undeutlicheres Bild von einem blauen Kinderpullover mit buntem Blumenband auf der Brust, den ›Tante Olga‹ mit eigener Hand ihrem Patenkind gestrickt hatte.

Obwohl ich im Mittelpunkt des geschwisterlichen Zwistes stand und meine Eltern tief verletzt gewesen sein mussten, als Maria die Patenschaft ablehnte, war mir meine Verleugnung gleichgültig geblieben, zumal ich Tante Olga während der wenigen Jahre, die sie noch lebte, als eine liebenswerte Ersatzpatin im Gedächtnis behielt. Seit der Streit zwischen den Schwestern ausgebrochen war, hatte meine Mutter jeden Kontakt mit Maria abgebrochen. Ich war ihr auch in späteren Jahren, soweit mir bewusst, nie über den Weg gelaufen. Nicht einmal ihr Name wurde daheim genannt. Bestimmt genoss meine Mutter, der sonst jede Rachsucht abging, den stillen Triumph, dass Maria nie einen Ehemann fand und als unverheiratete Lehrerin in Kassel blieb. Auch jetzt, da mein Vater im Treppenhaus stand, sich an das Geländer klammerte und in die alte Familiengeschichte flüchtete, geschah es nur, um Luft zu schnappen, und nicht, um ihr ein gehässiges Wort zu widmen, und auch diesmal hatte er ihren verfemten Namen nicht ausgesprochen. Natürlich kannte ich die komplizierte Geschichte nur aus Tante Imeldas Mund.

II

Als ich Vater nach oben bugsiert hatte, öffnete meine Mutter uns die Tür. Sie war sehr besorgt. Sie wusste ja nicht, ob Vater die Implantate verhältnismäßig leicht weggesteckt hatte oder es vor Schmerzen kaum aushalten konnte. Aus Vorsicht hatte sie zum Mittagessen ein Omelett mit Steinpilzen vorbereitet, Speisen, die er nicht mühsam zu kauen brauchte. Doch sobald Vater sich schwerfällig auf seinen Stuhl hatte fallen lassen, maulte er herum, weil sie ihm zur Begrüßung kein zartes Filet Mignon mit Sahnespinat vorbereitet habe, wie er es sich morgens, bevor ich ihn zu Dr. Meyerling fuhr, angeblich mit Nachdruck gewünscht hatte. Meine Mutter brach in Tränen aus, und auch für mich war es sehr peinlich, dem Gezeter meiner Eltern zuzuhören. Mutter bestritt, dass Vater diesen Wunsch geäußert habe. Er sei vor der Abfahrt ja völlig durcheinander gewesen und habe kaum verständlich geredet, und außerdem habe ein Omelett noch niemandem geschadet. Oder ob sie es jetzt in den Ausguss schütten solle? Während Vater auf seiner Behauptung beharrte und sich schließlich missmutig die Eierspeise in den Mund gabelte, wozu er sein gewohntes Glas Mosel-Riesling trank, fing er nach einigen Minuten wieder an, dass Mutter ihm wenigstens morgen ein vernünftiges Stück Fleisch servieren solle, nach dem er ausdrücklich verlangt habe. Wenn Mutter meine, er habe Probleme mit den Ohren oder sei nicht klar im Kopf ... nein, es seien die Zähne ... nein, Schmerzen im Oberkiefer spüre er nicht. Ihm sei nur ein bisschen flau.

»Ich habe keine Navigationsschwierigkeiten, liebe Ursula«, sagte er noch zwei Mal, während er das Omelett mampfte,